

Zentralorgan

des

Verbandes der Hausangestellten Deutschlands

Für Mitglieder kostenlos.
Für Nichtmitglieder jährlich 4 Mark exkl.
Zu beziehen durch die Post.

Oktober 1917

Verlag und Expedition:
Luise Rähler, Berlin SO. 16, Engelufer 21.
Redaktionschluss am 18. j. M.

Redaktion: Wilhelmine Rähler, Berlin-Steglitz, Liliencronstr. 18 III.

Die „Sittlichkeit“ der Dienstboten.

Wir leben in einer Zeit großer Umwälzungen. Aber nicht nur im wirtschaftlichen Leben, z. B. in den Vermögensverhältnissen der Bevölkerung, treten starke Veränderungen hervor, sondern auch in den „maßgebenden“ moralischen und sittlichen Anschauungen sind einschneidende Wandlungen bemerkbar. Was ehemals in manchen Fragen, wie z. B. den geschlechtlichen, als tief verwerflich galt, wird heute mit weit milderen Augen angesehen. Es sei nur auf die veränderte Beurteilung der unehelichen Geburt verwiesen. Betrachtete man sie früher als „schmachvoll“, so denkt man heute menschlicher darüber und hat bereits diese veränderte Auffassung dadurch bestätigt, daß man eine Reihe von öffentlichen Fürsorgeeinrichtungen wie die Wochenhilfe, insbesondere die neuere Reichswochenhilfe, die Kriegsfamilienunterstützung, die Militär-Hinterbliebenenrenten usw. in gleichem Maße wie den ehelichen auch den unehelichen Kindern zukommen läßt. Die neueren geläuterten Anschauungen sind freilich kein Zufall. Sie beruhen in tieferen sozialen Notwendigkeiten. Der Krieg rafft ungezählte der kräftigsten und tüchtigsten Menschenleben dahin. Schon vor dem Kriege machte sich ein starker Rückgang der Geburten bemerkbar. Während des Krieges hat die Zahl derselben noch weiter abgenommen, und es besteht die Gefahr, daß es nach dem Kriege noch weiter bergab geht. Nun beruht aber die Stärke einer Nation weniger in dem Flächenraum, den sie bedeckt, als vielmehr in der Zahl und Tüchtigkeit der Volksgenossen. Deshalb die gesteigerte Liebe und Fürsorge für das Kind, gleichviel welcher Herkunft. „Wie war das Kind heiliger als jetzt“, jagt der berühmte Physiologe der Universität Halle, Professor Dr. Abderhalden, in einem öffentlichen Aufruf, „wie die Mutter mehr der Hort unserer Zukunft! Jedes einzelne Kind bedeutet für die Nation ein kostbares Gut! Wir brauchen viele und gesunde Nachkommen! Die ganze Zukunft unseres Volkes beruht auf ihnen!“ Der Reichstag hat einen „Aus-schluß für Bevölkerungspolitik“ eingesetzt, dem die Prüfung aller Anregungen zur Mutterschafts- und Kinderfürsorge und aller damit zusammenhängenden sittlichen Fragen übertragen ist. Er hat bereits eine Reihe Vorschläge ausgearbeitet und veröffentlicht.

Besonders den Dienstboten und Hausangestellten können alle diese Vorgänge nicht gleichgültig sein. Sie sollten aus verschiedenen Gründen ein lebhaftes Interesse daran haben. Lastet doch in dem Punkte, den man seither Sittlichkeit nannte, ein gewisses Vorurteil auf ihnen. Das soll kein beleidigender Vorwurf sein, sondern nur die Feststellung einer Tatsache. Auch eine vielleicht unerfreuliche Sache wird nicht dadurch aus der Welt geschafft, daß man vor ihr die Augen zudrückt, sondern nur gebessert, wenn man von ihren Ursachen und den nötigen Maßnahmen zu ihrer Regelung spricht.

Nach allen Statistiken stellen die Dienstboten die größte Zahl der unehelichen Mütter. Nach der Zeitschrift der Kgl. Preussischen Statistik, Band 39, Jahrgang 1899, sind bei 38,5 Proz. aller unehelich geborenen Kinder die Mütter Dienstboten aller Art. Nach dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Band 7, Seite 251, sind von 100 unehelichen Geburten in 24,9 Fällen die Mütter ländliche und in 20,1 Fällen städtische, also in überhaupt 45,0 Fällen Dienstboten. Nach einer anderen Statistik aus der jüngsten Zeit von Neumann gehören von 100 unehelich geborenen in 35,8 Fällen die Mütter dem Berufsstande der „persönlichen Dienste“ an. In einem gewissen Zusammenhange mit diesen Feststellungen steht die Tatsache, daß ein großer Teil der Prostituierten aus dem Stande der Dienstboten hervorgegangen ist. Auch hierüber gibt es Statistiken; manche behaupten, daß 25, andere, daß 40 Proz. der Mädchen der Straße früher Hausangestellte gewesen sind. Diese Ziffern werden nach Ort und Zeit verschieden und fast immer recht wenig kontrollierbar sein. Einen gewissen Anhalt geben sie aber sicher.

Wie nichts in der Welt, so beruhen auch diese Erscheinungen nicht auf Zufälligkeiten. Die Dienstmädchen sind an sich durchaus nicht „schlechter“ als alle anderen Menschenkinder. Wenn gleich-

wohl die gedachten Feststellungen unbestreitbar und richtig sind, so sind die Gründe in einer Reihe sozialer Umstände zu suchen. Diese bestimmen meist das Schicksal der Mädchen. Die Dienstboten sind häufig unerfahrene, vom Lande in die Großstadt kommende Mädchen und unterliegen leicht der Verführung, nicht selten auch durch den Dienstherrn. Der ganze häusliche Dienst von heute, der ihnen wenig Gelegenheit zur Aufklärung, Sammlung und Selbständigkeit gibt, bewirkt das übrige. Dazu kommt die ganze Rechtlosigkeit und Schutzlosigkeit, die durch die Gesindeordnungen über das „Gesinde“ noch verhängt ist. Nur zu oft werden die Mädchen in der Großstadt durch Entlassung und andere Vorgänge vor ein Nichts gestellt, und nur zu leicht fallen sie in ihrer Haltlosigkeit in den Abgrund. Alle diese sozialen Zusammenhänge sind oft dargestellt worden und so bekannt, daß hier nicht des näheren darauf eingegangen zu werden braucht.

Auf alle diese Umstände sollte die Gesetzgebung gebührend Rücksicht nehmen. Es ließe sich hier viel im Interesse einer gesunden „Bevölkerungspolitik“ tun. Neben einem Ausbau der Fürsorgegesetzgebung ist vor allem die Aufhebung der Gesindeordnung zu fordern, die jede freiere Entwicklung des Dienstbotenstandes verhindert. Weiter muß die Möglichkeit der Befreiung der Dienstboten von der Krankenversicherung und damit die erschwerte, oft überhaupt nicht mögliche Erlangung der Wochenhilfe aufgehoben werden. Vielmehr muß diese Wochenhilfe durch Pflicht zur Unterbringung in Entbindungsanstalten usw. ausgebaut werden. Unter anderem ist auch noch eine Verbesserung des Strafgesetzbuches zu fordern. Dieses kennt gegenwärtig die uneheliche Mutter nur in seinem § 217, nach dem eine solche, die ihr Kind bei oder gleich nach der Geburt vorsätzlich tötet, mit Zuchthaus nicht unter drei Jahren bestraft wird. Diese Beschränkung nur auf die unehelichen Mütter ist eine Lücke. Es ist schon oft verlangt worden, Strafvorschriften für die Fälle einzuführen, in denen ein Kindesvater den Verkehr mit der Mutter durch Mißbrauch seiner Stellung erzielt hat. Hier würden in Frage kommen Arbeitgeber, Dienstherrn usw., die bestraft werden könnten. Das Strafgesetzbuch der Schweiz enthält folgende Bestimmung:

„Wer durch den Mißbrauch der Unerfahrenheit und des Vertrauens einer Unmündigen von mehr als sechzehn Jahren sie zum Beischlaf verführt hat, wird auf Antrag mit Gefängnis bestraft. Geht die Verführte die Ehe mit dem Täter ein, so ist er straflos.“

Eine solche Vorschrift würde sich natürlich auch im Deutschen Reich sehr empfehlen. Nach der Statistik im oben schon genannten Handwörterbuch der Staatswissenschaften werden nur in 8 Proz. der Fälle die unehelichen Kinder von Dienstboten nachträglich „legitimiert“, das heißt durch Seirat zwischen Vater und Mutter von ersterem anerkannt. Bei Müttern aus anderen Berufen, z. B. Schneiderinnen, ist dieser Anteil viel höher. Nach der angegebenen Stelle werden diese „ungünstigen Legitimationsverhältnisse der Dienstbotenkinder“ darauf zurückgeführt, daß diese Kinder einer weit höheren Sterblichkeit unterliegen, daß sie zu einem großen Teil in Waisenhäuser und ähnliche Fürsorgeanstalten kommen usw.

Gerade eben weil die unehelichen Kinder im allgemeinen und die von Dienstboten geborenen im besonderen unter allerlei sozialen Widrigkeiten zu leiden haben, gerade weil hierdurch große Summen von Lebenskraft verlorengehen, gerade weil auch die Prostitution durchaus nicht im Interesse einer gesunden Bevölkerungspolitik liegt, sind hier einschneidende sozialpolitische Maßnahmen nötig. Die Zahl der unehelichen Geburten an sich wird sich nicht einschränken lassen, es ist sogar mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie nach dem Kriege noch mehr anschwillt. Wird doch die Zahl derjenigen Mädchen, die nicht im Hafen der Ehe landen können, immer größer. Gerade diesem Umstand muß die Gesetzgebung Rechnung tragen. Die Dienstboten wollen hierbei nicht mehr nur „Objekt“, d. h. Gegenstand der Gesetzgebung sein, sondern auch „Subjekt“, d. h. Mitwirkende. Deshalb bringen sie ihre Wünsche und Forderungen vor!

AL.

Die flucht der Hausangestellten aus der Hauswirtschaft.

Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo auch die Hausfrauen einziehen müssen, daß, wenn der Dienstbotennot ein Ende gemacht werden soll, sie gemeinsam mit dem Verband der Hausangestellten dafür eintreten müssen, daß die Gesindeordnungen verschwinden.

Die Hausangestellte, die Jahrzehnte hindurch stets ruhig alles über sich ergehen ließ, sucht jetzt dieser Zwangsherrschaft zu entfliehen — sie kann jetzt ihre Arbeitskraft besser verwenden und wird als Mensch höher gewertet. Nicht die Freiheit hat sie gelockt, nein, die freiere Arbeiterin zu sein, das war ihr Bestreben. Man hat dem Verband der Hausangestellten keinen Glauben geschenkt, als er immer wieder rief: „Verkürzt die Arbeitszeit, gebt freie Nachmittage, gebt höheren Lohn, behandelt eure Mädchen menschenwürdig, helft mit, die Gesindeordnungen abschaffen! Wenn wir die Jahrgänge unserer Fachzeitung nachschlagen, so können wir verfolgen, daß es in fast jeder Nummer notwendig war, das Verhältnis vieler Herrschaften ihren Mädchen gegenüber zu kritisieren. Wir können aber auch darin finden, daß wir beizeiten gewarnt haben; wir haben darauf aufmerksam gemacht, daß sich die Hausangestellten solches auf die Dauer nicht gefallen lassen. Uns, die wir die Hausangestellten organisieren, ihnen sagen wollten, daß, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, sie auch ihre Rechte fordern und dies auch erreichen können, uns wurde mit Mißtrauen begegnet; man verbot den Mädchen, Mitglied ihrer Organisation zu werden, ja man scheute sich nicht, ein Mädchen zu entlassen, wenn es wirklich Mitglied geworden war. Und was hat sich wohl besser im Kriege bewährt als die gewerkschaftlichen Organisationen? Soll nun dieses Mißtrauen weitergetrieben werden, oder fängt man an einzusehen, daß man gesündigt hat? Fast sieht es so aus.

Täglich ziehen die Hausfrauen von Arbeitsnachweis zu Arbeitsnachweis, und man höre: täglich wird nicht nur telephonisch im Verband angerufen, nein, die Damen bemühen sich persönlich zu uns und bitten, ihnen doch ein Mädchen zu besorgen. Ganz erstaunt sind sie, wenn wir verneinen müssen und sie an den „Arbeitsnachweis der Stadt Berlin“ verweisen. Hier bei uns erwarteten sie die sichere Hilfe, wir sollten jetzt Rat schaffen. Bei allen sollen es die Mädchen nicht nur gut haben, nein, ein hoher Lohn, nicht zu lange Arbeit, auch in der Woche einen ganzen Nachmittag frei und alle 14 Tage ein Sonntag nachmittag von 2 Uhr ab soll ihnen gewährt werden. Habt Ihr gehört, Ihr Hausangestellten? Mit diesen Bewilligungen wäre den Hausangestellten schon allerlei geholfen, aber verehrte Hausfrauen: Bleiben Sie nicht nur bei diesen Versprechungen, lassen Sie sie zur Tat werden, denn einzig und allein aus Gründen, die bei Ihnen liegen, ist die Flucht der Hausangestellten entstanden. Das Maß war voll und man nahm die erste beste Gelegenheit wahr, um diesen elenden Zuständen zu entfliehen. Die Zeiten haben gelehrt, daß unsere Hausangestellte aufgewacht ist, sie wollte mit Recht das Los nicht mehr ertragen, denn immer wieder hat es sich gezeigt, welcher Macht sie unterstellt war, vor der sie sich kaum wehren konnte. Ist es den Hausfrauen ernst, der Dienstbotennot wirklich ein Ende zu machen, so mögen auch sie sich zu dem gemeinsamen Ruf vereinigen: „Schafft die Gesindeordnung ab, laßt die Hausangestellte eine freie Arbeiterin werden!“ Wenn dieses Bestreben ein gemeinsames wird, dann muß dem Ruf auch gefolgt werden, und sicher ist, daß dann auch unsere Hausangestellte zu ihrer alten gewohnten Arbeit zurückkehrt. Damit sei aber auch den Hausangestellten zugerufen: Organisiert Euch, führt dem Verband mehr Kolleginnen zu, damit auch nach draußen zum Ausdruck kommt, wie ernst Euch diese Forderungen sind.

L u i s e K ä h l e r.

Erhöhung der Stellenvermittlergebühren in Berlin.

Um eine Enttäuschung wiederum reicher, müssen wir sehen, daß trotz unseres ablehnenden Standpunkts die Gebühren der Stellenvermittler um 20 Proz. erhöht sind. Nachfolgende Veröffentlichung konnten wir in den Tageszeitungen lesen:

„Der Berliner Polizeipräsident hat nach Anhörung des öffentlichen Arbeitsnachweises und von Vertretern der Stellenvermittler, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer den gewerksmäßigen Stellenvermittlern im Stadtkreise Berlin gestattet, vom 1. September ab während der Dauer des Krieges einen Zuschlag von 20 Proz. zu den bisher geltenden Gebühren zu erheben. Pfennigbeträge können hierbei auf die nächsthöhere, durch zehn teilbare Zahl abgerundet werden.“

Der Polizeipräsident hat sich an uns gewandt und nachgefragt, was wir zu einer Erhöhung meinen. Unseren Standpunkt haben wir schon so oft dahin begründet, daß das Gewerbe der Stellenvermittler wirklich keine Berechtigung des Bestehens hat. Jetzt, wo diese 20 Proz. bewilligt sind, man den Stellenvermittlern also noch

eine Extraprämie zugibt, ist unser Standpunkt gewiß kein anderer geworden. Sollte, nachdem die Stadt Berlin den Arbeitsnachweis übernommen hat, nicht vor allen Dingen die Polizeibehörde mit dafür sorgen, daß dieses Institut unterstützt wird. Weiß die Polizeibehörde nicht, daß es jetzt gar keine Arbeit macht, ein Mädchen zu vermitteln? Jetzt, wo jedes Mädchen, ob mit, ob ohne Zeugnis, mit gutem oder schlechtem, genommen wird. Da muß das arbeitslose Mädchen die ohnehin schon hohe Gebühr mit noch mehr bezahlen. Einem Arbeitsnachweis, der, wenn er gut ausgebaut ist, joviell Gutes stiften kann, dem dürfte so nicht entgegengearbeitet werden. Unseren Hausangestellten rufen wir auch jetzt wiederum zu: „Meidet die privaten Stellenvermittler, sucht nur die öffentlichen, städtischen, kostenlosen Arbeitsnachweise und unsere eigenen Stellennachweise auf.“

L. K.

Ein Entfettungs-Kurhaus für Dienstmädchen.

In dem Kurpenionat Waldhaus zu Oberammergau, das einer gewissen Auguste Grohé und einem sich sogar als Oberkuchmeister bezeichnenden Fräulein Leopoldine gehört, herrscht, wie uns geschrieben wird, ein starker Dienstbotenwechsel. Nach den Aussagen einiger dieser Mädchen ist schuld daran die ungenügende Verpflegung sowie die ungeheure Arbeitsleistung, die von den Mädchen verlangt wird. Es ist vorgekommen, daß Mädchen vor Hunger die Speiseüberreste der Herrschaften mit einer wahren Bier vertilgten. Ein davongelaufenes und von Dresdener Damen in Schutz genommenes Dienstmädchen (aus einem Waisenhaus) erzählt, daß es vor Hunger das den Hühnern vorgeworfene Futter von Kartoffelresten aus dem Hühnerstall herausgekratzt und das noch genießbare verzehrt habe. Stellenjuchende Mädchen mögen sich das zur Warnung dienen lassen. Dasselbe Mädchen wurde, als es davonlaufen wollte, in die Waschküche eingesperrt. Einem Fräulein, das bisher nur bei besseren Herrschaften diente und als Stütze während der Saison angestellt war, muteten die Schwestern zu, den Ziegenstall auszuräumen. Als die Stütze aus Hunger sich einige Suppenkörner wegnahm, um sie sich abends an der Warmwasserleitung aufzubrühen, wurde sie mit den Worten: Diebin und Schlampe, entlassen. Es muß doch noch jemanden geben, der dem Treiben dieser Pensionsinhaberinnen einen Riegel vorschiebt. Wenn die Herrschaften, die dort ihren Aufenthalt nehmen, jetzt zur Kriegszeit noch Hendlbraten vorgefetzt bekommen, so müßte doch auch für ein Dienstmädchen noch etwas zum Essen da sein. Es werden ja in diesem Kurhause auch sehr hohe Preise verlangt.

(„Münchener Post“, 13. 9.)

4,6 Millionen Arbeiterinnen in Deutschland.

Die Flut der weiblichen Arbeitskräfte im deutschen Wirtschaftsleben schwillt unaufhaltsam an und verstärkt mit jedem Monat die überragende und beherrschende Stellung der Frauarbeit.

Im Januar 1917 zählten die Krankenkassen 3 948 349 weibliche Mitglieder, im Februar 4 211 333, März 3 990 262, April 3 667 749, Mai 4 593 482 und im Juni 4 600 651. Bei erheblichen Schwankungen von Monat zu Monat waren im Juni 653 000 Arbeiterinnen mehr beschäftigt als im Januar. Von den 4 600 651 Arbeiterinnen im Juni waren 2 831 809 in Gewerbe und Industrie, 627 405 in der Land- und Forstwirtschaft, 633 125 in der Hauswirtschaft und der Rest in der Hausindustrie usw. beschäftigt. Gegenüber dem Monat Januar ist die Frauarbeit in allen Berufsgruppen gewachsen.

Auch die männliche Arbeit hat mit bedeutenden Schwankungen von Monat zu Monat eine Zunahme erfahren, und zwar von 3 958 399 im Januar auf 4 446 033 im Juni, um 487 634, um 166 000 weniger als die Vermehrung der Zahl der Arbeiterinnen.

Im Januar waren noch 10 050 mehr männliche als weibliche Arbeiter vorhanden, im Juni umgekehrt 154 518 mehr Arbeiterinnen als Arbeiter.

Die Gesamtzahl der Arbeiter und Arbeiterinnen in den Krankenkassen belief sich auf 7 906 748 im Januar und 9 040 684 im Juni, im letzten Monat 1 139 836 mehr.

Zu den 9 Millionen freien Arbeitern kommen noch die zahlreichen tätigen Kriegsgefangenen.

Die Frauarbeit hat in allen Ländern während der Kriegszeit eine bedeutende Ausdehnung erfahren, und sie wird voraussichtlich auch noch lange nach dem Kriege ihre hervorragende Stellung behaupten. Unter diesen Umständen gewinnen sie für die Gewerkschaftsbewegung große Bedeutung, und es erfüllt daher mit Gemutigung, daß heute zum Beispiel in Deutschland und der Schweiz die Gewerkschaften mehr weibliche Mitglieder zählen als vor dem Krieg. Es sollten aber 80 bis 90 Proz. der Arbeiterinnen wie der Arbeiter gewerkschaftlich organisiert sein, damit ihre wichtigen Interessen erfolgreich wahrgenommen werden können.

An Theodor Storm.

Viel dunkelrote Rosen schütt ich dir
Um deines Marmorfarges weiße Wände
Und senke meine Stirn dem kalten Stein:
Du warst ein Dichter, den ich sehr geliebt
Und den ich lieben werde bis ans Grab.

Du warst ein Dichter und du warst ein Künstler.
Ein Dichter: wohl aus tausend Quellen rinnt es,
Die unterirdisch laufen, rinnt ihm zu.
Noch fand kein Mensch je, was den Dichter schuf.
Wie tief doch sahst du in ein Menschenherz,
Und unser Heimatland, das ernste, treue,
Mit ewiger Feuchte, seltnem Sonnenblick,
Du kanntest seine Art. Kein anderer wohl
Nahm so den Erdgeruch aus Wald und Feld
In seine Schrift wie du.

Schrieb einer je, den siebzig Winter drückten,
Ein solches „Hochzeitsfest“? War's nicht ein Jüngling,
Der siebzehnjährig heiß die Laute schlug
Vor seiner Liebste Lür im sanften Mond,
Im Sehnsuchtspuls der Nachtgallenlieder?

Wohl trifft es sich, daß laut und polternd wirft
Ein herrlich Dichterherz mit rohem Gold
Und kann es nimmer zwingen zum Gerät;
Ihm fehlt die Künstlerhand, dir wurde sie.

Viel dunkelrote Rosen schütt' ich dir
Um deines Marmorfarges weiße Wände
Und senke meine Stirn dem großen Dichter,
Den ich so sehr, so sehr geliebt.

Detlev von Ellencron.

Theodor Storm.

1817 — 14. September — 1917.

Es gibt Menschen und Stätten, die, dünkt uns, besonderer Segenskraft für unser Leben fähig sind. Wir haben sie einmal zu Freunden gewonnen, denen unser Herz sich weit aufst, und nun brauchts nur eines Denkens an sie und wir spüren wieder das Einströmen der Kraft, die wir einst als Gewinn unseres Daseins empfanden. Wenn dichterische Werke zum Erlebnis werden können, der kennt diesen Segen nur um so mehr, und wenn wir solchem Wort am hundertsten Geburtstag Theodor Storms mit dankbarer Willigkeit zustimmen, so sei bedacht, daß dieser prächtige Mensch selber durch jenen Segen Reichtum gewann. Man kann Storm den Dichter des Gedenkens nennen. Immer wieder, unerschöpflich, spiegelte ihm der Brunnen, in dem verrauchtes Leben sich geheimnisvoll sammelt, den Anblick von Menschen, Stätten, Zeiten herauf, die einst irgendwie Bedeutung für ihn hatten, in großem wie im kleinen, jahrelang und in Augenblicken. Aus dieser Neigung, Vergangenheiten an den neuen Tag zu heben, so daß sie abermals Schmerz und Lust durchkämpften, hat sein Erzählen schließlich ihre besondere, eigene Form und die Meisterschaft empfangen.

Das Wirken der Zeiten stirbt nicht mit den Menschen, die ihre Kinder waren; es spinnt mit seltsamer Fähigkeit in neuen Gegenwärtigen weiter. Irgendein geringes Erleben an neuem Tage kann die Fäden sichtbar machen. Im Schildern einer Halligwanderung berichtet Storm einmal: „Und siehe! Während das Wasser weich, fast lautlos zu meinen Füßen anspülte, plötzlich mit leichten unhörbaren Schritten ging die Erinnerung neben mir. Sie kam weit her aus der Vergangenheit.“ Wie oft hat Storm dieses unhörbare Nahen zum Vorbild genommen, um irgendein Schicksal, das er erzählen wollte, aus verschütteten Tiefen herauf neben seine Hörer und Leser zu bringen. Und er erzählte nur, was ihn auf das engste anging. Diesen Dichter trieb er ein natürlicher Zwang seines inbrünstigen Verlangens, Menschen und Dinge zu wissen, an die er sich mit ganzer Seele anschließen konnte. Er entstammte einer Zeit, einem Landstrich, altererbten persönlichen Umständen, in denen Heimatsinn und Familieninn eine besonders wirksame Macht in den Menschen waren. Aus dieser entsprang seinem Dichten die Innigkeit und der Ernst, die jede Zeile, die er schrieb, durchseelen. Sie wurden zum Ohr und zur Sprache seines Gedenkens, und weil nun alles so aus der gleichen Wurzel herausquoll, gelangte auch das Ergebnis, das dichterische Werk, zu jener inneren Einheit, die sich aus einer Fülle erlebter Einzelheiten aufbaut und seine lebendige Kraft ausmacht.

Als vor zwanzig Jahren die Heimatkunst ein Ziel der Maler und Dichter wurde, fielen Storm — er war 1888 gestorben — die grünen Stränge zu. Von der ausklingenden Romantik war er hergekommen: ihr Erbe, ein tiefes Naturfühlen und Seelesehen, hatte er gläubig angenommen und in der grübelnden Art des Niederdeutschen weitergetragen. In seiner holsteinischen Heimat, wo seine Familie alleinbegütert saß, in Ojstum, der „grauen Stadt am Meer“, hatte er von Kindheit auf Heide, Wald und Marsch in all ihrer Größe um sich, und sie wurden ein Teil seines Wesens. Wie sehr sie es geworden waren, sollte er erfahren, als nach den Märzjahren das politische Schicksal seiner Heimat ihn, den Advokaten, von dem die Willkür der dänischen Behörden Widerspruch erfuhr, auf zehn Jahre in die Fremde zwang. In Potsdam, wo er eine bittere Zeit des Wartens auf eine Anstellung durchkostete, lebte er „im vollsten Gefühl der Heimatlosigkeit“. Dort und in Heiligenstadt, wo er in fargem Amt den preußischen Zivilprozeß absuchen mußte „wie ein Jagdhund“, wurde ihm bewußt, wie tief er innerlich auf seine Heimat angewiesen war. In einem Brief an Morike spricht er von der

„Jeden Tag mehr empfundenen Unmöglichkeit“, sich „anderswo zu affilimatisieren“. Es war nicht etwa bloß die landschaftliche Umwelt, die er schmerzlich entbehrte. Seine empfindsame Natur brauchte zugleich die Nähe von Menschen, die vom Boden seiner Heimat zeugten. Da draußen fehlten seinem Fühlen die Vorbedingungen, die ihm daheim angeboren waren, um sich in den Menschen zurechtzufinden. Es ist kein Zweifel, daß der Beamtenstil preußischer Kultur ihn hart abtrieb. Er hat die feindseligsten Worte niedergeschrieben, als später dieser Stil Schleswig-Holstein zu bepflegen anfing. Die Menschen dabei empfand er in allgefestete Verhältnisse harmonisch eingefügt und ihr Recht, bei Änderungen gefragt zu werden, schätzte er hoch ein. Draußen aber vermischte er diesen Zusammenklang. In Potsdam zu leben, ging, wie er gesagt hat, über seine Kräfte. Er sah die Dinge aus gänzlich anderem Gesichtswinkel als sein preußenstolzer Freund Fontane, dem er durch den „Tunnel über der Spree“, den Berliner Dichterkreis der fünfziger Jahre, zu inniger Freundschaft näherkam. Fontane hat auf ein bezeichnendes Wort über den Storm jener Jahre hingewiesen: „In den geschniegelten, überall eine künstlich ordnende Menschenhand verratenden Parks — also in Sanssouci — empfand er ein Verlangen nach dem Anblick eines „ehelichen Kartoffelfeldes, das mit Menschenleben und Geschick in unmittelbarem Zusammenhange steht“. Auf solchen Zusammenhänge also kam es ihm an. Er wollte die Menschen vergliedert sehen mit der Natur, von der ihr Leben ausging und an die es gebunden war. Er hatte ein Recht, vom eigenen Erfahren aus zu meinen, daß sonst das Leben brüchig und wertlos werden müsse. Denn er klagte damals, daß ihm die dichterische Zeugungskraft zu versiegen drohe.

Was Storm den Deutschen geworden ist, ließ sich in den fünfziger Jahren noch nicht erkennen. Das vollkommen Schöne, was seine lyrische Kunst zu geben vermochte, war schon vorhanden und wirkte schon; all dieses tiefursprünglich dem Menschenherzen Abgewonnene, das so klar im Sinn, so voll im Klang und so fest im Schritt ist, in ganzer Naturkraft erhaucht und erfüllt, eine Lyrik der Wahrheit in jedem Wort, weil jedes Wort zu höchstem Ausdruck seines Lebensinhalts gelangt. Zwei Menschenalter haben seither erwiesen, daß diese herzensehnenhafte und mannhaft Lyrik die Macht hat, ohne Welken zu dauern. Schon in jenen Blühtagen tauchte aber diese Kunst, die Natur zu erfassen und alles Empfinden sicher zu offenbaren, vom eigenen Leben zu der weitergespannten Aufgabe vor, auch anderes Menschenleben zu zeichnen. Vorsichtig ist Storm dabei zu Werke gegangen; er begnügte sich zunächst, kleine Spitzen zu klüppeln. Erst als ein Fünfziger hat Storm den Weg gefunden, der ihn den großen und nachwirkenden Erzählern zugefellt hat. In nur allmählichem Meilen gelangte er zu immer größerem Wagen, Menschenchicksale in ihrer tieferen Bedingtheit widerzuspiegeln. Dann aber vertiefte und erweiterte sich sein Schauen der Schicksale, die ihm die enge hügelreiche Hauswelt zeigte, und wuchs in eingeebener Form als wichtige Lebensstrahl hervor, in der Verhängnis und Wille ihre höchste Kraft gegeneinandersetzen.

An Emil Rath, den Biographen Hebbels, schrieb Storm einmal: „Poetische Muster, nach denen ich absichtlich gearbeitet, habe ich nie gekannt, es ist dies alles unwillkürlich bei mir gewesen.“ Deshalb führt aus seinen Dichtungen auch ein so sicherer Weg zu seiner persönlichen Art. Man muß nicht annehmen, daß er in den Gestalten, die er in den Vordergrund rückte, sich selbst habe verkörpern wollen. Aber was ihm das Beste für das Leben schien, das gab er in der Kraft, die jene stützte und richtete, zu erkennen. Er erzählte nicht bloß, um zu unterhalten. Von Jugendtagen an war es seine Meinung, daß wir Menschen nicht auf der Welt seien, um zu genießen, sondern um uns auszubilden. So lag ihm die Lust am Einwirken auf andere im Blute. Er wußte Bescheid in dem menschlichen Irren auf diesem Felde, in der unendlichen Menge der Fehler und Schwächen. Erschütternd zeichnete er das Unheil, das hier entspringen kann, in den Erzählungen, die das altererbte Vorrecht der Väter, die Lebensbahn ihrer Kinder zu bestimmen, schildern. Das Beste, was Storm im letzten Lebensjahrzehnt schuf, gehört gerade diesem Kapitel. In „Hans und Heinz Kirch“ öffnet es seine schwerste Tragik. Aber wenn Härte und Eigeninn irren, was vermag dann Güte, was Klugheit? Wer hat das Schicksal der Kinder in der Hand? In „Carsten Curator“ und „John Niew“ deutet sich an, wie neu die Frage mit jedem andern Kindesweien ist. Storm meinte: „Ein jeder Mensch bringt sein Leben fertig mit auf die Welt; und alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu seinem Blute gaben, haben ihren Teil daran.“ Mit den neuen Antworten, die der Wissenschaft auf die Frage der Vererbung gelangen, sah der Dichter auch die Schuldfrage für Irren und Vergeben in anderem Lichte. Er wollte, daß die Mitschuld der Vorfahren angerechnet werden sollte, denn ihm kam es darauf an, den Nachwuchs, die Zukunft der Menschheit zu entlasten. Er nahm seinen Anteil an dem Kampf, den die Auflösung der alten kleinstädtischen Gesellschaftsformen in allen Verhältnissen in Fluß gebracht hatte. Was die berühmt gewordenen Verse „Für meine Söhne“, diese scharfsinnigen Angriffstropfen wider Streberei, Kastendünkel, Heuchelei, Besitzgier, über seinen Standpunkt in jenen Zeitläuften der Zerfetzung aussagen, das hat seine ethischen Ergänzungen in den Erzählungen, an deren Schluß der „Schimmelreiter“ aufragt, diese in Sturm, Wolkenjagd und Springslut aufbrauende Geschichte von dem jungen Deichbauern Hauke Haien, der sich hart und dert nach seinem Willen durchsetzt, als Deichvogt den Kampf gegen gemeinschädlichen Schlendrian aufnimmt und um seines Werkes willen den Tod leidet.

In diesen Dichtungen gipfelt Storms Schaffen. Sie wuchsen wie seine Lyrik in unsere Gegenwart herein. Was ausgewählten Zeiten ganz besonders nötig ist, das haben sie: in allem Straucheln, Brechen und Fallen doch immer unermüdete Menschengläubigkeit. Von der alltagsfeindlichen Romantik her landete er so recht mitten in den Gassen und unter den Menschen des Alltags, stelle sich schützend vor den Verfeimten und ersch den Wert des Geringsten. „Er trägt die Möglichkeiten zu allem Großen in sich“ — mit solchem Wort und Glauben hat Storm sich den Weg in eine Zeit neuen sozialen Anschauens gebahnt.

Dr. Franz Diederich.

Mehr Schutz den Arbeiterinnen und Jugendlichen.

Auf Anregung des Reichskanzlers hat das Kriegsamt die Kriegsamtstellen angewiesen, dahin zu wirken, daß die Ueberarbeit und Nacharbeit von Frauen und jugendlichen Arbeitern möglichst eingeschränkt werde und die Anträge von Unternehmern um Bewilligung von Ueberarbeit und Nacharbeit nur dann befürwortet werden, wenn wichtige Kriegsaufgaben ohne diese Ueberarbeit und Nacharbeit sich nicht erreichen lassen.

Der größere Schutz der Arbeiterinnen und Jugendlichen war schon lange nötig und fortgesetzt von den Arbeitervertretern verlangt worden.

Aus unseren Ortsgruppen

Kolleginnen! Führt dem Verbands neue Mitglieder zu.

Frankfurt a. M. Die allgemeine Teuerung und die Angestellten der Kriegsküchen bildete den Gegenstand einer Besprechung, die kürzlich in den Jugendräumen des „Gewerkschaftshauses“ stattfand. Nach einem Referat des Genossen Brenneke zeigte die rege Diskussion, wie die Teuerungsverhältnisse gerade die Lage der Angestellten in den Kriegsküchen verschlechtert hat. Von den zahlreich erschienenen Kriegsküchenangestellten wurde einstimmig die Notwendigkeit einer Teuerungszulage betont und beschlossen, die Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage auf dem Wege der Organisation herbeizuführen. Alle Anwesenden, soweit sie nicht schon Mitglieder des Verbandes der Hausangestellten waren, schlossen sich ausnahmslos dem Verbands an.

Hamburg. Mitgliederversammlung am 13. September im „Gewerkschaftshaus“. Vor Eintritt in die Tagesordnung wird das Ableben der Kolleginnen Tenste und Schild in üblicher Weise geehrt. Die Kollegin Schild ist leider in ihrer Arbeitsstelle (Pulverfabrik) verunglückt. Den Kartellbericht erstattet die Kollegin Bauz. Dieselbe beschäftigt sich mit einer Entschließung des Kartells an den Senat. Das Kartell fordert darin eine Erhöhung der Familienunterstützung sowie Erhöhung der Militär- und Hinterbliebenenversorgung.

„Was die Sorge für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer anbelangt, so erkennt die Versammlung gern die in mehreren Orten des Kartellbezirks getroffenen vielgestaltigen Fürsorgeeinrichtungen an, muß aber im Anschluß hieran doch betonen, daß eine nochmalige Erhöhung der Unterstützungssätze erfolgen muß. Sind doch namentlich im laufenden Jahre die Preise für Lebensmittel, Kleidung, Schuhwerk, Feuerung usw. ganz enorm gestiegen, dabei macht sich der Mangel an Kleinwohnungen und das Bestreben der Grundeigentümer, die Mieten zu steigern, immer mehr bemerkbar. Pflicht des Staates und der Gemeinden ist es, hier helfend einzugreifen, um, wie regierungsseitig bei früheren Gelegenheiten betont worden ist, von den Angehörigen der Kriegsteilnehmer alles fernzuhalten, was niederdrückende Empfindungen in ihnen auszulösen geeignet ist. Im Laufe des Krieges ist nun der Naturalversorgungsatz für Soldaten auf 2 Mk. pro Tag erhöht worden, und nach einem neuerlichen Erlaß des preussischen Finanzministers sollen den Beamten jetzt neben den bisherigen Kriegshilfen noch laufende Teuerungszulagen gewährt werden. Während hiernach einem Unterbeamten mit einem Gehalt von 2000 Mk. und einem Kinde an Kriegsheilfsmitteln 324 Mk., an Teuerungszulagen 396 Mk., zusammen 720 Mk., gleich 36 Proz. seines Gehalts, zuteilen, erhält ein höherer Beamter der Klasse 3 mit 6000 Mk. Gehalt 120 Mk. und 792 Mk., zusammen 912 Mk., gleich 15,2 Proz. seines Gehalts. Mit diesen Erhöhungen hat selbst die Regierung durch Gewähren weiterer Zulagen anerkannt, daß zum Beispiel 2400 Mk. für eine dreiköpfige Familie unter den heutigen Verhältnissen zur Bestreitung der gesamten Ausgaben nicht ausreichen. Unter Hinweis hierauf wird die entsprechende Erhöhung aller Unterstützungssätze beantragt und vorgeschlagen, den erzielten Arbeitsverdienst der Frauen der Kriegsteilnehmer nur mit dem über 100 Mk. übersteigenden Betrage zur Hälfte in Anrechnung zu bringen.

Weiter hält die Versammlung eine baldige Aenderung des Mannschafts- sowie des Militärhinterbliebenengesetzes mit Erhöhung der Versorgungsgebühren ebenfalls für dringend notwendig. Sowohl für die Bezüge der Kriegsheilfsmittel wie auch für die der Hinterbliebenen muß das vorherige Arbeitseinkommen des Kriegsteilnehmers zu Grunde gelegt werden. Daß die im Mannschafts- und Militärhinterbliebenengesetz vorgesehenen Unterstützungssätze zu niedrig sind, hat der Reichstag und auch die Regierung bereits im Jahre 1915 anerkannt. Mit Rücksicht hierauf wird ein baldiges Eingreifen des Reiches erwartet und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Bundesratsvertreter der Einzelstaaten einmütig für diese Forderungen eintreten werden.

Durch die Vermittlung unserer Vertreterin konnten für einige junge Mädchen die Löhne um monatlich 10 Mk. erhöht werden. In letzter Zeit werden Beschwerden in unserem Büro gemeldet über die nicht ordnungsgemäße Ablebung der Invalidenmarken. Jede Kollegin muß selbst dafür sorgen, daß beim Verlassen einer Arbeitsstelle die Marken ordnungsgemäß geliebt sind. Durch die Unordnung entstehen sehr oft Laufereien und Unkosten, auch erhält niemand ohne eine ordnungsgemäße Invalidenkarte eine neue Arbeit zugewiesen. Dann wird noch darauf hingewiesen, daß jede erkrankte Kollegin bei der Erwerbsunfähigkeit die Krankheit binnen einer Woche unter Vorlegung der ärztlichen Bescheinigung im Büro zu melden hat, bei Entziehung des Krankengeldes. Auch wer drei Monate mit seinen Beiträgen im Rückstande ist, erhält kein Krankengeld.

Die Kollegin Bauz empfahl das Lesen der Arbeiterpresse, der „Frauenzeitung“ und der „Gleichheit“. Unsere jungen Kolleginnen werden auch jetzt, wo der Winter wieder kommt, an unsere Donnerstag-

abende erinnert; da lernen sie sich kennen und können sich gegenseitig aufklären. Die Kartellbelegierten und Vorstandsmitglieder wurden aufgefordert, die Kartellversammlungen zu besuchen.

— Öffentliche Kriegsküchenversammlung am Freitag, den 14. September, im „Gewerkschaftshaus“. Diesmal waren die Kolleginnen in den Kriegsküchen (zirka 1000 Personen) erschienen, um die Ortsleitung zu beauftragen, eine Lohnforderung für die Kriegsküchenangestellten einzureichen. Zahlreiche Wünsche und Beschwerden wurden von den Kolleginnen vorgebracht, mit dem Wunsche, an maßgebender Stelle um Abhilfe nachzusehen.

Wir haben bereits eine Lohnforderung eingereicht und hoffen, daß man die berechtigten Wünsche der Kriegsküchenangestellten anerkennt und ihnen vor allen Dingen anständige Arbeitslöhne zahlt. Bis jetzt wurde die Kriegsunterstützung noch als Teil des Lohnes betrachtet.

Folgende Entschließung wurde einstimmig angenommen: „Die Versammlung beauftragt die Organisation, bei der Oberleitung der Kriegsküchen so schnell wie möglich eine der Zeit entsprechende Lohnforderung zu stellen. Ferner ersuchen die Anwesenden, die heutigen vielgestaltigen Wünsche und Klagen weiterzugeben und möglichst zu veranlassen, daß sämtliche Neuerungen, die Angestellten betreffend, durch Aushang in der Küche an geeigneter Stelle bekanntgemacht werden.“

Kiel. Mitgliederversammlung am 15. August im „Gewerkschaftshaus“. Unsere langjährige Vorsitzende, Frau Derberg, hat die Absicht, aus dem Ort Kiel zu verziehen, und ist dadurch gezwungen, ihren Posten als 1. Vorsitzende niederzulegen. Kollegin Derberg sprach den Mitgliedern guten Mut zu und sprach den Wunsch aus, daß doch eine Kollegin sich bereit erklären sollte, den Posten zu übernehmen. Neben mancher Mühe hätte ihr die Arbeit im Verbands auch oft große Freude bereitet. Doch leider fand sich niemand bereit, den Posten zu übernehmen. Das ist in dieser Zeit sehr zu bedauern. Gewählt werden mußte ferner eine Neuvorsitzende, da Kollegin Nußbaum, die den Posten bis jetzt inne hatte, in den Verband der Schneiderinnen übergetreten ist. Auch der Posten blieb unbesetzt. Dem Schluß der Versammlung folgte ein kurzes Beisammensein.

— Mitgliederversammlung am 5. September im „Gewerkschaftshaus“. Die Versammlung war sehr schwach besucht, so daß Wahlen nicht vorgenommen werden konnten. Der Posten der 1. Vorsitzenden blieb noch unbesetzt. Alle Schreiben nimmt die Kassiererin entgegen. Bessere Mitarbeit aller Kolleginnen ist dringend notwendig für das Fortbestehen unserer Ortsgruppe.

E. Nußbaum.

Verfammlungskalender

Zu allen Veranstaltungen sind Freundinnen und Kolleginnen herzlich willkommen!

Berlin. Am Donnerstag, den 11. Oktober, abends 8½ Uhr, findet die Quartalsversammlung statt. Tagesordnung: Geschäfts- und Kassenbericht.

Sonntag, den 7. Oktober, letzter Ausflug nach Zehlendorf-Mitte, Potsdamer Straße 25, Restaurant Mitley. Bei schönem Wetter Spaziergang nach Schlachtensee.

Sonntag, den 11. Oktober, Heiterer Abend. Anfang 6 Uhr. Eintritt 30 Pf. Garberobe frei. Die Veranstaltungen am 11. und 21. Oktober finden statt: Alexandrinenstr. 44. Zahlreiche Beteiligung auch der verheirateten Kolleginnen erwartet die Ortsleitung.

Frankfurt a. M. Sonntag, den 7. Oktober, Zusammenkunft in der Bibliothek. Bei schönem Wetter Spaziergang.

Sonntag, den 14. Oktober, Spaziergang. Treffpunkt um 4 Uhr am Hesselndorf (Friedberger Landstraße). Nachzügler Treffpunkt im Restaurant „Zur Festeburg“, Friedberger Landstraße 420.

Sonntag, den 21. Oktober, Mitgliederversammlung. Die Kolleginnen werden gebeten, recht zahlreich zu erscheinen.

Sonntag, den 28. Oktober, Spielabend in den Jugendräumen, Allerheiligenstr. 53 I. Hierzu sind Freunde und Bekannte freundlichst eingeladen.

Hamburg. Mitgliederversammlung Donnerstag, den 11. Oktober, abends 8 Uhr, im „Gewerkschaftshaus“. Tagesordnung: 1. Vortrag, 2. Verbandsangelegenheiten.

Jeden Donnerstag, abends 7 Uhr, Gesellige Zusammenkunft im Büro. Die Ortsleitung.

Hannover. Mittwoch, den 17. Oktober, abends 8½ Uhr, im „Gewerkschaftshaus“, Nikolaistr. 7, Zimmer 2, Mitgliederversammlung.

Sonntag, den 21. Oktober, Ausflug nach der Landwehrschänke Niddlingen. Treffpunkt 3 Uhr an der Markthalle.

Sonntag, den 11. November, Gemütliches Beisammensein im „Gewerkschaftshaus“, Zimmer 16.

Jeden Mittwoch Handarbeitsabend im Büro, Rosenstr. 9 II.

Kiel. Mitgliederversammlung am Mittwoch, den 3. Oktober, abends 8½ Uhr, im „Gewerkschaftshaus“, Fährstr. 24.

Mitgliederversammlung am Mittwoch, den 7. November, abends 8½ Uhr, im „Gewerkschaftshaus“, Fährstr. 24.

Leipzig. Mittwoch, den 17. Oktober, abends 8 Uhr, „Volkshaus“, Zimmer 3, Mitgliederversammlung.

Kollegen und Kolleginnen!
Vergeßt nie die neue Adresse anzugeben :: Zahlt regelmäßig die Verbandsbeiträge :: Besucht alle Versammlungen und Veranstaltungen der Ortsgruppe.